

Nr. 23. Bromberg, den 28. Januar 1928.

Die Reisemädels.

Roman von **Hermann Lint.**

(Schluß.)

12.

Als sie etwa eine Stunde später nach Hause kam, glaubte sie, wenigstens einige Lichter in das Dunkel dieser Ereignisse bringen zu können. Soviel stand fest: Guido von Treuer-Els hatte ihr nicht die Wahrheit gesagt, als er angab, diese Reise veranlaßt zu haben. An diesen Gedanken mußte sie sich gewöhnen. Daß er alle Einzelheiten der Reise wußte, die Berichte gelesen hatte, Herrn von Loschbeck kannte und so weiter, das mochte sich daraus erklären, daß er durch irgendwelche Umstände oder besondere Beziehungen diesem ganzen Reise-Erlebnis nahe stand. Vielleicht war er der Sekretär des Herrn de Paz? Der Stil des ihnen gegebenen Buches erinnerte unbedingt an seine lebhafte Art und manche seiner Ausdrucksweisen schienen ihr jetzt wieder erinnerlich zu werden, als sie zu Hause von neuem in dem Buche blätterte.

Einmal sich an den Gedanken gewöhnend, daß Guido sie belogen hatte, fühlte sie, wie ein ganzer Schwall von peinigenden Zweifeln in ihr aufstieg.

Das ist ja das Schlimmste, wenn wir jemand bei einer Lüge ertappen, daß unter dieser einen Erfahrung — die für sich allein vielleicht harmlos zu nehmen wäre — ein ganzes Bild, eine ganze Summe anderer Glaubenstatsachen ins Wanken gerät. Das Sprichwort sagt: wer einmal lügt, dem glaubt man nicht. Aber mit dieser „zukünftigen" Folgerung kann man sich viel leichter abfinden, als mit dem Zweifel, was nun an Geglaubtem der Vergangenheit noch Bestand haben soll.

Sie mochte Guido zugute halten, daß er einer hemmungslosen Leidenschaft gefolgt war, daß er schließlich in der Vorspiegelung, er sei der Verantwortliche dieser Reise, Beate zu gewinnen hoffte, aber was blieb von dem Drum und Dran, mit dem er seine Erzählungen umkleidet hatte?

Was war wahr von dem Bild, das er ihr von sich entworfen hatte, von seinen Anschauungen über das Reisen, von seiner Lebensstellung und seiner Kindheit? War das nicht mehr oder weniger alles um die eine große Lüge herumgebaut, sich als den verantwortlichen Arrangeur dieser Reise zu beglaubigen und sie damit von ihren Skrupeln zu befreien?

Es half wenig, wenn sie sich vergegenwärtigte, daß dieser große liebe Junge doch eigentlich gar nicht den Eindruck so raffinierter Überredungskniffe machte. Wenn Liebe und Mißtrauen einmal in Streit miteinander geraten sind, hat die Liebe einen schweren Stand. Das Vertrauen in der Liebe ist jedenfalls immer irgendwie an die Gegenwärtigkeit des Geliebten gebunden. Er kann mit einem guten Wort, mit einer gewinnenden Geste ganze Berge von Zweifeln und Verdächten umstoßen. Aber in seiner Entferntheit hat das Mißtrauen leichtes Spiel. Es frißt sich in alle noch bleibende Hoffnung hinein.

Warum hatte er nicht geschrieben? jammerte sie innerlich.

Sie fing an in ihren Skizzen zu kramen. Aber sie konnte nicht verhindern, daß ein paar Tränen auf die Pappe rieselten. Tränen zwischen hohen Zypressen und Ginsterstauden, wie sie in Brunate gewesen waren, Tränen auf den weiten Blick in die Landschaft hinein, wie sie sich nach der lombardischen Flur hinzog . . .

Am nächsten Morgen fand sie in ihrer Post ein breites Kuvert, das die ihr aus Weinheim bekannte Handschrift trug.

Voller Nervosität riß sie den Umschlag auf und entfaltete das Papier, das ebenfalls demjenigen entsprach, das ihr die Mutter hingereicht hatte. Sie las.

„Im Auftrage des Herrn Monchretien de Paz gestatte ich mir, Sie, sehr geehrtes Fräulein, zu bitten, Herrn de Paz heute nachmittag gegen vier Uhr zu einer kurzen Besprechung aufzusuchen. Wie Ihnen gestern bereits Herr Justizrat von Loschbeck mitteilte, nimmt Herr Monchretien de Paz ein eifriges Interesse an Ihren malerischen Arbeiten. Es handelt sich heute darum, den Verkauf eines Ihrer Bilder an einen auswärtigen Freund des Herrn de Paz zu besprechen. Herr de Paz bittet Sie daher, ihn in seiner Wohnung, Hohendammstraße 18, aufsuchen zu wollen."

Am Schlusse des Schreibens stand ein unleserlicher Name mit den zwei Worten darüber: gez. Sekretär

Beate zitterte, als sie den Brief nochmals überflogen hat.

Sie muß an das denken, was Herr Monchretien de Paz nach Weinheim geschrieben hat und was nur allzu deutlich erkennen läßt, daß er ein persönliches, leider „sehr" persönliches Interesse an Beate Himmelland zu nehmen beabsichtigt. Sie muß an die drastischen Worte denken, die gestern nach der Sitzung beim Justizrat Hanna ausgerufen hat. Hanna hat vollkommen recht. Jedes anständige und geschmackvolle junge Mädchen würde gegenüber diesem abschreckenden Exoten genau so empfinden.

Aber daran kann kein Zweifel sein: auf dem Wege des Interesses für ihre Bilder und deren Verwertungsmöglichkeiten will Herr Monchretien de Paz sich ihr nähern und vielleicht seine „ernsten" Absichten verwirklichen. Schauderhaft — denkt sie.

Sie schwankt hin und her, ob sie am Nachmittag den Weg nach der Hohendammstraße antreten soll. Am liebsten würde sie Herrn von Loschbeck anrufen und ihn fragen. Sie hat zu ihm unbedingtes Vertrauen. Aber der würde sie einfach auslachen. Von dem Brief des Herrn de Paz an ihre Mutter möchte sie nichts sagen, und der wäre doch das einzige plausible Argument, das sie dem Justizrat vorhalten könnte, wenn er sie ihrer Ängstlichkeit wegen auslachen würde.

Sie beruhigt sich allmählich, Herr de Paz braucht ja zu der Unterredung seinen Sekretär. Sie werden also nicht allein einander gegenüberstehen. Wenn doch — dann wird sie die Flucht ergreifen.

Sie entschließt sich also, der Aufforderung des Briefes zu folgen. Die Wohnung des Herrn de Paz liegt in westlicher Gegend nahe den großen, mit modernen Mietskasernen bepflanzten Avenuen.

Zögernd geht sie die wohlgepflegte, mit einem rotbraunen Veloursteppich ausgelegte Treppe hinauf.

In der zweiten Etage ist das Türschild des Herrn de Paz angebracht. In einem kleinen metallgefaßten Rahmen steckt die Visitenkarte:

Gonzalo Monchretien de Paz.

Beate sieht einen Augenblick furchtsam auf die Karte.

Ob sie nicht wieder umkehren soll? Braucht sie noch die Hilfe des Fremden?

Dann kommt ihr ihre Furchtsamkeit, die sie sonst an sich nicht kennt, lächerlich vor.

Sie drückt auf den kleinen Klingelknopf neben dem Schild.

Ein älterer Diener öffnet. Er hat ein echtes Dienergesicht, glattrasiert, mit angegrautem Haar. Trägt eine blauweißgestreifte Dienerjacke und lächelt zuvorkommend:

„Fräulein Himmelland?"

Sie nickt und tritt ein.

Ein eleganter Vorraum empfängt sie. Mit englischen Stichen an den mattrottapezierten Wänden, einem großen, länglichen antiken Tisch, auf dem eine Visitenkartenschale aus Jadestein steht.

Der Diener öffnet die Türen zu einem geräumigen Salon.

„Darf ich bitten, einzutreten . . ." sagt er. „Herr Monchretien de Paz wird gleich kommen . . ."

Beate sieht sich um.

Das große Gemach ist ebenfalls von einfacher Eleganz. Nur leichter und heiterer sind hier die Farben. Da ist eine breite, silberlackierte Rokokogarnitur — Sofa, Sessel, Stühle und ein Diwan à la Recamier — mit gelblichem Brokatstoff, auf dem sich chinesische Muster des 18. Jahrhunderts abheben. Dazu die breiten gelben Vorhänge an den Fenstern, die das Zimmer etwas verdunkeln, und ein wiederum chinesischer Teppich mit Drachenmotiven. Ein paar große holländische Landschaften sind an den Wänden.

Sie ist von diesem Milieu angenehm überrascht. Sie hatte sich nach dem ganzen Äußeren des Herrn de Paz dessen Wohnung durchaus anders vorgestellt. Mit vielen exotischen Angelegenheiten, wie etwa afrikanischen und südamerikanischen Waffen, Rüstungen und Siegestrophäen, und vor allem: unordentlich, sehr unordentlich. Eine solche Wohnung wie diese paßte doch eigentlich weder zu karierten Breeches noch der heraushängenden Krawatte.

Sie wirft einen Blick auf den großen Flügel, den ein ebenfalls im gelben Ton schimmernder Mantel bedeckt. Sie kennt jetzt diese herrlichen Brokat- und Brokatellstoffe, hat Muster von ihnen unter Glas und ganze Stücke zu Rauchmänteln und Decken verarbeitet bei den italienischen Antiquitätenhändlern gesehen.

Sie tritt näher an den Flügel heran, da Herr de Paz anscheinend etwas auf sich warten läßt. Da sieht sie in einem schmalen Mahagonirahmen eine ihrer Skizzen stehen, die sie vor etwa einer Woche dem Justizrat eingesandt hatte. Ein Motiv der kleinen Pfarrkirche von Brunate. Mit Andeutungen von blühenden Obstbäumen und dem Blick in die Weite.

Sie lächelt wehmütig. Brunate . . . Guido . . . denkt sie. Wieviel Erinnerungen hat dieses kleine Bild für sie, das hier alles Persönlichen entäußert auf dem Flügel steht . . . Sie möchte am liebsten Herrn de Paz bitten, es ihr zurückzugeben.

Ihre Gedanken werden durch ein leises Geräusch von der Türe her unterbrochen.

Herr de Paz ist eingetreten. Wie sie zu allererst bemerkt, ist er allein. Wo ist der Sekretär, denkt sie blitzartig. Dann löst ein anderes Bild diesen Gedanken ab.

Herr de Paz ist anders gekleidet als sonst.

Er trägt jetzt einen durchaus eleganten, sogar modischen braunen Tweedanzug und moderne Schuhe. Er sieht unbedingt gepflegter aus als sonst, mit schmalem, weißen Kragen und gutgebundener Krawatte.

Nur das Fatale des Gesichtsausdrucks ist geblieben, das zottige rötliche Haar, die blaue Brille, der unordentliche Schnurrbart und der gekrümmte Rücken, der seine ganze Haltung entstellt.

Warum ist er allein, denkt Beate, wieder von neuem in eine gewisse Furcht verfallend . . . eine Verständigung ist doch unmöglich, warum also . . .

Herr Monchretien de Paz tut einige Schritte vorwärts, langsam und behutsam, wie er zu gehen pflegt.

Er macht eine Geste, die anscheinend eine Begrüßung bedeuten soll und gleichzeitig eine Aufforderung, Platz zu nehmen.

Er sitzt ihr jetzt gegenüber, den Rücken den großen Fenstern zugekehrt, so daß sein Gesicht im Schatten liegt.

Es herrscht eine völlige Stille.

Beate unterbrach die peinlich werdende Situation, indem sie sagt:

„Sie hatten die Freundlichkeit, mich um eine Unterredung zu bitten, Herr de Paz . . ."

Wenn jetzt Herr de Paz plötzlich aufgesprungen und zu ihren Füßen gesunken wäre und in einem exotischen Kauderwelsch irgendwelche als Liebesbeteuerungen aufzufassende Laute von sich gestoßen hätte, Beate wäre sicherlich nicht so überrascht gewesen, wie sie es war, als sie plötzlich und sicherlich ganz unerwarteterweise einen Laut um sich hörte, der ganz klar und deutlich ihr Name war:

„Beate . . . Beate . . ."

War das Herrn de Paz' Stimme?

Kannte sie diese Stimme?

Und als zum dritten Male ihr Name fiel, sprang Herr de Paz zum Erschrecken des jungen Mädchens in der Tat auf, nicht aber, um ihr zu Füßen zu stürzen.

Er ging ein paar Schritte der großen Tür zu, von der sie vorhin gekommen war. Das matte Licht, das im Zimmer war, fiel jetzt auf sein Gesicht. Aber was ist das?

Plötzlich reißt er die Brille herunter, greift sich an den Kopf, erfaßt seine Haare und schleudert mit einem gewaltigen Ruck eine rote Perücke durch das Zimmer.

„Guido . . ." schreit Beate auf.

Ein lautes Gelächter beantwortet ihren Ausruf.

Das ganze große Jungenhafte dieses Mannes, der jetzt auf sie zukommt, liegt in diesem hellen, unwiderstehlich ansteckenden leidenschaftlichen Lachen. Er reißt ihren Arm an sich und dreht sie eine Weile im Zimmer umher. Aber dabei will sein Lachen nicht enden, bis er schließlich wie erschöpft auf das Sofa sinkt.

„Ich möchte dir gern einen Kuß geben . . . Beate . . ." stammelt er, „aber weißt du, mit diesem Schnurrbart möchte ich dir das nicht zumuten . . . Du könntest glauben, daß wirklich Herr Monchretien de Paz . . . Gonzala mit Vornamen . . . edler Ritter von Leon . . ."

Und wieder lacht er unbändig auf.

Da Beate noch immer wie erstaunt steht, da sie das Herumwirbeln im Zimmer keineswegs entwirrt, sondern eher noch konfuser gemacht hat, sagt Guido:

„Weißt du, Beate . . . Dieser Schnurrbart ist ein Meisterstück . . . Kein so gewöhnlicher Karnevals-Schnurrbart, sondern richtig mit Mastix angeklebt . . . ich muß ihn mir mit Spiritus ablösen . . ."

Und mit einem Ruck ist er aus dem Zimmer geeilt.

Kaum ein paar Minuten vergehen, da kommt er zurück, mit glattem Gesicht und geradem Rücken, einen Packen Stoff, der einem flachen Kissen ähnelt, in der Hand haltend.

„Dieser Buckel war das scheußlichste meiner Requisiten . . . besonders an den heißen Tagen in Genua unerträglich . . . Fahr wohl, alter Dudelsack . . ."

Und mit einem leichten Schwung wirbelt er das Polster in eine Ecke des Salons.

Beate kommt allmählich zur Besinnung.

Sie sitzen jetzt auf dem bequemen Recamier-Diwan und fangen an, zu erzählen.

„Eigentlich weißt du ja schon alles . . . Beate . . ." sagt Guido, ihre Hand in der seinigen haltend. „Du weißt, wie ich mich schon am Bahnhof in Berlin in dich verguckte . . . wie ich darauf brannte, in deiner Nähe zu sein. . . . Als dann dein erster Bericht eintraf, kam es mir vor, als ob deine Stimme zu mir spräche. . . . Ich hielt es einfach nicht länger aus . . . und kam auf die Idee der Verkleidung . . . Aber diese „stumme" Rolle konnte mir auf die Dauer natürlich nicht behagen . . . Andererseits wäre es blödsinnig gewesen, mich dir in dieser Maske zu nähern . . . Also nahm ich in Como wieder meine wahre Gestalt an. Ich hatte allen Ernstes vor, der ganzen Reise durch unsere Verlobung eine andere Wendung zu geben!"

„Und als dir das nicht gelang . . . da mußtest du mir so viel Sorge und Ängste bereiten?" sagte Beate zärtlich schmollend.

„Meinst du, mein Liebling, ich hätte nicht gelitten, als ich in der Gestalt des von euch mit Recht als Gorilla bezeichneten Exoten eine italienische Reise unternahm? Da war weder Durchdringung, noch Humor, noch Beschaulichkeit im Spiel. Das war einfach Kasteiung. Was habe ich mich deinetwegen angaffen und verlachen lassen! In einem Genueser Hotel haben sie mir, als ich spät in der Nacht vom Gotthard eintraf, geradezu mit einer faulen Ausrede die Tür gewiesen . . . Und ich mußte doch diese Maske Tag für Tag tragen, da ich nicht einmal als Herr de Paz, und ein andermal als Treller-Els auftreten konnte . . . Siehst du: was man alles einer geliebten Frau wegen auf sich nehmen kann . . ."

Sie muß lächeln. Wie reizend er es versteht, den leisen Vorwurf wegen ihrer Ängste abzuschütteln.

„Aber auch du hast in den letzten Tagen ein Opfer gebracht, Liebste", sagte er dann sehr weich und behutsam, „ein sehr merkwürdiges, vielleicht aber auch natürliches Opfer. Das Opfer der Prinzipienfesten. Du weißt ja, die Prinzipienfesten sind immer gegenüber den Draufgängern im Nachteil. Das ist die Ungerechtigkeit des Lebens . . . Und jetzt sind wir eben quitt . . .

Dann ergreift er die Klingel auf dem Tisch.

Der Diener tritt herein mit einem unverkennbaren Lächeln im devoten Gesicht.

„Karl . . ." sagt Guido, eine gewisse Verlegenheit Beates bemerkend, „das ist unsere neue Herrin . . ." und sich an Beate wendend:

„Karl! . . . liebe Beate . . . eines der wenigen Erbstücke meines seligen Vaters, das mir bisher unschätzbare Dienste geleistet hat . . . Ich hoffe, du wirst in Kürze dasselbe von ihm sagen können . . ."

Beate beeilt sich, dem Faktotum die Hand zu reichen.

Dann sitzen sie beim Tee, den Karl auf einem Wagen hereinfährt. Sie kommen nun in ein langes, nicht endenwollendes Plaudern. Sie sprechen von Brunate, von diesem und jenem Reiseabenteuer, von dem Abend während des Frühlingsfestes, sie setzen einen Brief an die Mutter nach Weinheim auf, und mehrere Male muß Guido versichern, daß Beates Ehe sie nicht daran hindern soll, eine große Malerin zu werden.

„Und die beiden Mädels muß ich bald wiedersehen . . .“ sagt Beate, „aber wie machen wir das?“

„Nichts einfacher als das“, antwortet Guido. „Wir haben uns eben hier in Berlin irgendwo getroffen, und ich bin gleich mit den Worten auf dich zugekommen: „. . Sie sind doch die Dame aus Brunate!“

Da lachen sie wieder wie zwei Kinder.

„Weißt du“, sagt Guido, „. . . ich glaube, wir werden blendend zusammenpassen, ich mit meinen plötzlichen Einfällen und du mit deiner Prinzipienfestigkeit!“

„Wirst du denn wenn wir verheiratet sind, auch noch so tolle Einfälle haben?“ fragt Beate, halb an ihre Ängste der letzten Tage denkend, halb schon im kommenden Glück.

Er zuckt mit den Achseln und lacht.

„Hast du immer noch Angst vor diesen Einfällen?“ fragt er, den Gekränkten spielend.

„Wenn man nur immer vorher wüßte, wie sie ausgehen . . .“ antwortet sie und schmiegt sich, wie Ruhe suchend, an seinen Arm . . .

—: Ende. :—

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(44. Fortsetzung.)

Die Pfeifersfrau wußte, was Lebensart sei, sie verbeugte sich daher von der Türe der Tyrnitz in einem fort, bis sie zum Stuhl des Herzogs kam. Frau Rosel hatte noch die Röte des Zornes auf ihren magern Wangen, denn die Landsknechte, namentlich der Magdeburger und Kaspar Staberl, hatten sie höchst beleidigt und sie eine dürre Stange geheißen. Ehe sie noch sich sammeln und den Herrschaften geziemend die Familie ihres Bruders vorstellen konnte, hatte die runde Frau schon einen Zipfel von des Herzogs Mantel gefaßt und ihn an die Lippen gedrückt. „Gueten Obed, Herr Herzich,“ sprach sie dazu mit tiefen Knicksen; „wie got Uich's, seit Er wieder in Schtuagert send? Mei Ma loßt Uich schö grüaßa; mer komme aber et zum Herr Herzich, noi, zu dem Herra dort drübe welle mer. Mer hent a Hochzeitschenke für sei Frau. Do sitzt se jo, gang Bärbele, lang's aus em Krättle.“*)

„Ach! Du lieber Gott,“ fiel Frau Rosel ihrer Schwägerin ins Wort; „bitt' untertänigst um Verzeihung, Euer Durchlaucht, daß ich die Leut' 'reingebracht habe; 's ist Frau und Kind vom Pfeifer von Hardt. Ach! Du Herrgott, nehmet doch nichts übel, Herr Herzog; die Frau meint's g'wiß gut.“

Der Herzog lachte mehr über diese Entschuldigung der Frau Rosel als über die Reden ihrer Schwägerin: „Was macht denn dein Mann, der Pfeifer? Wird er uns bald besuchen? Warum kam er nicht mit Euch?“

„Sell hot sein Grund, Herr!“ erwiderte die runde Frau. „Wenn's Krieg geit, bleibt er g'wiß et aus; da kä mer'n brauche; aber im Frieda? Noi, do denkt er, mit grauße Herra isch's et guet Kirsche fressa.“

Frau Rosel wollte beinahe verzweifeln über die Naivität der runden Frau, sie zog sie am Rock und am langen Zopfband, es half nichts, die Frau des Pfeifers sprach zu großer Ergötzung des Herzogs und seiner Gäste immer weiter, und das unauslöschliche Gelächter, das ihre Antworten erregten, schien ihr Freude zu machen. Bärbele hatte indessen mit dem Deckel des Körbchens gespielt, sie hatte einigemal gewagt, ihre Blicke zu erheben, um jenes Gesicht wieder zu sehen, das im Fieber der Krankheit so oft an ihrem Busen geruht und in ihren treuen Armen Ruhe und Schlummer gefunden hatte, jenen Mund wieder zu sehen, den sie so oft heimlicherweise mit ihren Lippen berührt hatte und jene Augen, deren klarer, freundlicher Strahl ewig in ihrem Gedächtnis fortglühte. Sie erhob ihre Blicke immer wieder von neuem, doch, wenn sie bis an seinen Mund gekommen war, schlug sie sie wieder — aus Furcht, seinem Auge zu begegnen — herab.

*) Krätten, Diminutiv Krättle = Tragkorb.

„Siehe, Marie,“ hörte sie ihn sagen, „das ist das gute Kind, das mich pflegte, als ich krank in ihres Vaters Hütte lag, das mir den Weg nach Lichtenstein zeigte.“

Marie wandte sich um und ergriff gütig ihre Hand; das Mädchen zitterte und ihre Wangen färbte ein dunkles Rot; sie öffnete ihr Körbchen und überreichte ein Stück schöner Leinwand und einige Bündel Flachs, so fein und zart wie Seide. Sie versuchte zu sprechen, aber umsonst, sie küßte die Hand der jungen Frau, und eine Träne fiel herab auf ihren Ehering.

„Ei Bärbele,“ schalt Frau Rosel, „sei doch nicht so schüchtern und ängstlich. Gnädiges Fräulein — wollte sagen, gnädige Frau, habt Nachsicht, sie kommt selten zu vornehmen Leuten. Es ist niemand so gut, er hat zweierlei Mut, heißt es im Sprichwort. Das Mädchen kann sonst so fröhlich sein wie eine Schwalbe im Frühling —“

„Ich danke dir, Bärbele!“ sagte Marie. „Wie schön deine Leinwand ist! Die hast du wohl selbst gesponnen?“

Das Mädchen lächelte durch Tränen; sie nickte ein Ja! — zu sprechen schien ihr in diesem Augenblick unmöglich zu sein. Der Herzog befreite sie von dieser Verlegenheit, um sie in eine noch größere zu ziehen. „Wahrhaftig, ein schönes Kind hat Hans der Spielmann,“ rief er aus und winkte ihr, näher zu treten. „Hochgewachsen und lieblich anzuschauen! Schaut nur, Herr Kanzler, was ihr das rote Mieder und das kurze Röckchen gut ansteht; wie? Ambrosius Volland, meinst du nicht, wir könnten durch ein allgemeines Edikt diese niedliche Tracht auch bei unseren Schönen in Stuttgart einführen?“

Der Kanzler verzog sein Gesicht zu einem greulichen Lächeln; er beschämte das errötende Mädchen mit seinen Äuglein vom Kopf bis zu den Füßen. „Man könnte zum Grund angeben,“ sagte er, „daß dadurch eine Elle in der Länge erspart würde. So gut Euer Durchlaucht von einigen Jahren das Maß und Gewicht hat kleiner machen lassen, habt Ihr nach allen Regeln der Logika auch das Recht, dem Frauenzimmer die Röcklein zu verkürzen. Wäre aber damit nichts gewonnen, denn — hi, hi, hi! Schaut nur, was dort wegfiele, müßten dann die hiesigen Schönen oben wieder ansetzen. Und wer weiß, ob sie sich gerne dazu verständen? Sie gehören zum Geschlecht der Pfauen, und Ihr wißt schon, daß diese nicht gerne auf ihre Beine sehen.“

„Hast recht, Ambrosius“, lachte der Herzog. „Es geht doch nichts über einen gelehrten Herrn! Aber sag' einmal, Kind, hast du auch schon einen Schatz? Einen Liebsten?“

„Ei was, Euer Durchlaucht!“ unterbrach ihn die runde Frau. „Wer wird so ebbes von so ema Kind denka! Se ischt a ehrliches Mädle, Herr Herzich!“

Der Herzog schien nicht auf diese Bemerkung zu hören; er betrachtete lächelnd die Verlegenheit, die sich auf den reinen Zügen des Mädchens abspiegelte; sie seufzte leise, sie spielte mit den bunten Bändern ihrer Zöpfe; sie sandte unwillkürlich einen Blick, aber einen Blick voll Liebe auf Georg von Sturmfeder und schlug dann errötend wieder die Augen nieder. Der Herzog, dem dies alles nicht entging, brach in lautes Lachen aus, in das die übrigen Männer einstimmten. „Junge Frau!“ sagte er zu Marien, „jetzt könnt Ihr billig die Eifersucht Eures Herrn teilen; wenn Ihr gesehen hättet, was ich sah, könntet Ihr allerlei deuteln und vermuten.“

Marie lächelte und blickte teilnehmend auf das schöne Mädchen; sie fühlte, wie wehe ihr der Spott der Männer tun müsse. Sie flüsterte der Frau Rosel zu, sie und die runde Frau zu entfernen. Auch dies bemerkte Ulerichs scharfer Blick und seine heitere Laune schrieb es der schnell erwachten Eifersucht zu. Marie aber band ein schönes, aus Gold und roten Steinen gearbeitetes Kreuzchen ab, das sie an einer Schnur um den Hals getragen, und reichte es dem überraschten Mädchen. „Ich danke dir“, sagte sie ihr dazu; „grüße deinen Vater und besuche uns recht oft hier und in Lichtenstein. Wie wäre es, wenn du mir dientest als Zofe? Du solltest es gut haben und hast ja auch deine Muhme, Frau Rosel, bei uns.“

Das Mädchen erschrak sichtbar; sie schien mit sich zu kämpfen; oft schien ein freundliches Lächeln „ja“ sagen zu wollen, aber ebenso oft drängte ein schmerzlicher Zug um den Mund diesen Entschluß zurück. „I dank' schö, gnädige Frau!“ antwortete sie, indem sie Mariens schöne Hand küßte. „Aber i mueß daheim bleibe: d' Mueter wird alt und braucht me, b'hüt Ich Gott der Herr, älle Heilige walten über Ich, und die heilige Jungfrau sei Ich gnädig. Lebet g'sund und froh mit Eurem Herra, 's ischt a gueter, lieber Herr!“ Noch einmal beugte sich Bärbele herab auf Mariens Hand und entfernte sich dann mit ihrer Mutter und der Base.

„Hör' einmal“, rief ihr der Herzog nach, „wenn deine Mutter einmal zugibt, daß du einen Liebsten bekommst, so bring' ihn mir; ich will dich ausstatten, du hübsches Pfeiferskind!“

Unter diesen Szenen war es vier Uhr geworden; und der Herzog hob die Tafel auf. Dies war das Zeichen, daß sich jetzt das Volk von den Galerien entfernen müsse, die so-

gleich mit Polstern und Teppichen belegt und zum Empfang der Damen eingerichtet wurden. In dem Parterre der Tyrnitz wurden schnell die Tafeln weggeräumt, Lanzen, Schwerter, Schilde, Helme und der ganze Apparat zu Ritterspielen herbeigeschleppt, und in einem Augenblick war diese große Halle, die noch soeben der Sitz der Tafelfreuden gewesen war, zum Waffensaal eingerichtet. Wie die Damen in unseren Tagen gerne lauschen, wenn die Männer sich in gelehrte Diskussionen und politische Streitigkeiten einlassen, wie jede wünscht, den Geliebten oder Gemahl am scharfsinnigsten urteilen, am schnellzüngigsten disputieren zu hören, so war es in den guten alten Zeiten den Frauen Freude, selbst blutige Kämpfe ihrer Männer zu beobachten, und aus manchem schönen Auge blitzte das Hochgefühl, einem Tapferen anzugehören, manche holde Wange schmückte ein höheres Rot, nicht wenn der Geliebte in Gefahr, sondern wenn er sich zurückzuziehen schien, oder seine Hiebe nicht so kräftig waren wie die seines Gegners.

Es wurden an diesem Abend sogar Pferde in die Halle geführt, und Marie hatte die Freude, ihrem Geliebten den zweiten Dank im Rennen überreichen zu können, denn er machte den Herrn von Hewen zweimal im Sattel wanken. Der tapferste Kämpfer war Herzog Ulerich von Württemberg, eine Zierde der Ritterschaft seiner Zeit. Meldet ja doch die Sage von ihm, daß er an seinem eigenen Hochzeitstage acht der stärksten Ritter des Schwaben- und Frankenlandes in den Sand warf. Nachdem die Ritterspiele einige Stunden gedauert hatten, zog man zum Tanz in den Rittersaal, und den Siegern im Kampfe wurden die Vortänze zugestanden. Der fröhliche Reigen ertönte bis in die Nacht; der Herzog schien alle Sorgen vor der bangen Zukunft auf den Höcker seines Kanzlers geschoben zu haben, der wie die böse Zeit in einem Fenster saß und mit bitterem Lächeln einem Vergnügen zuschaute, von welchem ihn seine eigene Mißgestalt ausschloß.

Zum letzten Tanz vor dem Abendtrunk wollte Ulerich die Krone des Festes, die junge, schöne Frau Marie aufrufen; doch im ganzen Saal suchte er und Georg sie vergebens auf, und die lächelnden Frauen gestanden, daß sechs der schönsten Fräulein sie entführt und in ihre neue Wohnung geleitet hätten, um ihr dort, wie es die Sitte wollte, die mysteriösen Dienste einer Zofe zu erzeigen.

„Sic transit gloria mundi!"*) sagte der Herzog lächelnd. „Und siehe, Georg, da nahen sie schon mit den Fackeln, deine Gesellen und zwölf Junker, sie wollen dir „heimzünden". Doch zuvor leere noch einen Becher mit uns. Geh, Mundschenk! bring' vom Besten."

Marx Stumpf von Schweinsberg und Dieterich von Kraft naheten sich mit Fackeln und boten sich an, Georg nach Hause zu geleiten. An sie schlossen sich zwölf Junker, ebenfalls mit Fackeln an, um dem jungen Mann die Ehre zu erweisen; denn so wollte es die Sitte der guten alten Zeit. Der Mundschenk goß die Becher voll und kredenzte sie seinem Herzog und Georg von Sturmfeder.

Ulerich sah ihn lange und nicht ohne Rührung an; er drückte seine Hand und sagte: „Du hast Probe gehalten. Als ich verlassen und elend unter der Erde lag, hast du dich zu mir bekannt; als jene vierzig meine Burg übergaben, und kein Stückchen Württemberg mehr mein war bist du mir aus dem Land gefolgt, hast mich oft getröstet und auch auf diesen Tag verwiesen. Bleibe mein Freund, — wer weiß, was die nächsten Tage bringen. Jetzt kann ich wieder Hunderten gebieten, und sie schreien „Hoch!" auf das Wohl meines Hauses, und doch war mir dein Trinkspruch mehr wert, den du in der Höhle ausbrachtest, und den das Echo beantwortete. Ich erwidere es jetzt und gebe es dir zurück: Sei glücklich mit deinem Weibe, möge dein Geschlecht auf ewige Zeiten grünen und blühen: möge es Württemberg nie an Männern fehlen, so mutig im Glück, so treu im Unglück wie du!"

Der Herzog trank, und eine Träne fiel in seinen Becher. Die Gäste stimmten jubelnd in seinen Ruf, die Fackelträger ordneten sich, und seine Gesellen führten Georg von Sturmfeder aus dem Schloß der Herzoge von Württemberg.

(Fortsetzung folgt.)

*) So vergeht die Herrlichkeit der Welt.

Sonntag.

Alles Werktagelend ist nur Weg zum Sonntag!
Und wenn es noch so lange dauern sollte,
Und wenn es Jahr um Jahr sich unter Waffen hielte
Und im Kampf.
Das muß als fernes Ziel feststehen über allem:
Daß der Sonntag endlich wieder siegt!

Caesar Flaischlen.



Bunte Chronik



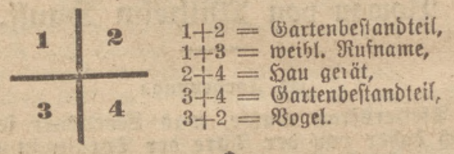
* **Die Brutfrauen.** Zu jenen, die durch den Einzug der europäischen Zivilisation und Technik in China in ihrer Existenz bedroht sind, gehören eine Anzahl Frauen in Peking, deren Beruf bis jetzt darin bestand — Enteneier auszubrüten. Wohlgemerkt, es handelt sich weder um einen Faschings- noch einen Aprilscherz. Diese Frauen trugen gewöhnlich in einem Leinengürtel über der bloßen Haut ein Dutzend und mehr Eier mit sich, zu dem einzigen Zwecke, durch ihre Körperwärme das Ausschlüpfen der Brut zu beschleunigen. Und sie wurden dafür zu einem ganz bestimmten Satze für jedes unversehrt abgelieferte Entenküken entlohnt. Aber seitdem die verfluchten Amerikaner mit ihren künstlichen Brutapparaten ins Land gekommen, haben diese Frauen, um neben der neuen Konkurrenz noch bestehen zu können, ihre bis dahin recht befriedigenden Preise sehr herabsetzen müssen. Trotzdem können sie kaum noch Kundschaft finden und werden ihren Beruf wohl bald ganz aufgeben müssen. Das individuelle „Brüten" lohnt sich nicht mehr. Die Maschine macht es schneller und billiger. China aber ist um einen originellen Berufszweig ärmer geworden.



Rätsel-Ecke



Silbenkreuz-Rätsel.



*

Kapsel-Rätsel.

In folgenden Wörtern ist eine Lebensregel enthalten und zwar ist aus jedem Worte eine Silbe zu entnehmen: Hastings, Adula, Reim, Stall, Erscheinung, Unsichtbarkeit, Brest, Hausgerät, Soda, Wolke, Malerei, Harmonie, Zukunft, Hochmut, Schinken, Gebraus.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 18.

Rösselsprung:

Nur frisch erfaßt
Und nicht gestockt,
Wie sehr die Rast
Auch winkt und lockt.

Dein Schaffensdrang
Leb' immerdar,
Der Tag ist lang,
Doch kurz das Jahr.

*

Viereck-Rätsel:

A	b	e	n	**T**	e	u	e	r
S	o	n	n	**A**	b	e	n	d
L	e	b	k	**U**	c	h	e	n
E	d	e	l	**W**	e	i	s	s
E	b	e	r	**E**	s	c	h	e
L	a	c	h	**T**	a	u	b	e
S	t	u	t	**T**	g	a	r	t
S	c	h	n	**E**	i	d	e	r
O	s	t	e	**R**	h	a	s	e

= **Tauwetter.**

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg